

ge Heinz Lemke später als „Frau mit braunen Stiefeln“ beschrieb, habe mit seiner Pistole auf Schmid geschossen (siehe Kasten). Auch Lemke wurde getroffen. Die beiden Verfolgten sowie Müller-Begleiterin Schiller entkamen.

Margrit Schiller wurde 36 Minuten später in einer Telephonzelle festgenommen. Gerhard Müller knapp acht Monate danach zusammen mit Ulrike Meinhof in Hannover gefaßt.

Im Oktober 1971 galt Müller der Hamburger Polizei noch als „mutmaßlicher Täter“, zusammen mit Irmgard Möller, die von der Polizei damals als die „Frau mit braunen Stiefeln“ verdächtigt wurde. Doch im Prozeß gegen Müller und Möller im März dieses Jahres wurde der Vorwurf des gemeinschaftlich begangenen Mordes fallengelassen — mangels Beweises, so die Staatsanwälte, aufgrund „illegalen Einkaufs eines Kronzeugen“, so Verteidiger Heldmann.

Müller bekam wegen Zugehörigkeit zu einer kriminellen Vereinigung, Beihilfe zum Mord sowie Urkundenfälschung und unerlaubten Waffenbesitzes zehn Jahre, Irmgard Möller wegen Zugehörigkeit zu einer kriminellen Vereinigung viereinhalb Jahre Gefängnis.

Während Irmgard Möller ihre Erklärungen stets stramm mit dem Ausruf „Es lebe die RAF“ abschloß, distanzierte sich Müller von der Baader-Meinhof-Gruppe und bedauerte, „einen unrechten Kampf unterstützt zu haben“. Der Weg zum Zeugen war vorbereitet.

Bis ins kleinste Detail schilderte er den Einkauf von Bombeningredienten wie Aluminiumpulver, Bleimennige, Säuren, Wecker, Batterien. Mal hatte er sich dabei im Auftrag des BM-Mitglieds Manfred Grashoff als Fernsehmann vom Norddeutschen Rundfunk auszugeben, der „200 Kilo Alu-Pulver für eine Science-Fiction-Filmdekoration“ beschaffte, mal wies er sich mit Briefen der Universität Tübingen aus, die Gudrun Ensslin besorgt hatte.

Und er streute nachrichtenträchtige Nebensätze ein: „Die Rezeptur für das rote Gemisch“ sollte der Berliner Anwalt Ströbele „aus Jordanien“ beibringen — „sie kam dann auch aus Berlin“. Einen „kleinen Dicken“, der nach bisherigen Erkenntnissen die RAF mit Bombenmaterial versorgt hatte, identifizierte er als Wilfried Böse, einen der in Entebbe erschossenen Flugzeugentführer.

An dem öffentlich erhobenen Mordverwurf gegen Müller kann die Bundesanwaltschaft kaum vorbeigehen. Doch auch auf Verteidiger Heldmann kommt noch einiges zu. Bundesanwalt Heinrich Wunder, sonst konziliant im Ton, drohte dem Anwalt unmißverständlich: „Die Behauptung, der Zeuge sei gekauft, wird nicht ohne Konsequenzen bleiben.“

## LEBENSMITTELPREISE

### Diffuser Schaden

**Entgegen den Katastrophenrufen der Bauern dürften die Preise der meisten Nahrungsmittel als Folge des Dürre-Sommers kaum steigen: Die EG-Silos quellen über von Weizen, Milchpulver und Zucker.**

Über Hunderte von Kilometern tuckern Lastwagen der Bundeswehr mit ungewohnter Fracht: Sie transportieren Heu und Stroh, etwa vom Niederrhein in den Hunsrück-Landkreis Birkenfeld, um Viehbauern in besonders betroffenen Dürre-Gebieten aus der ärgsten Not zu helfen.

Westdeutsche Landwirte trieben bereits rund 4000 Rindviecher vorzeitig in

ken verkümmern die Kartoffelknollen in der Erde, am Niederrhein fürchten die Zuckerrübenbauern um ihre Ernte.

Doch im Bonner Kabinett mochten sich die Regierenden am vergangenen Mittwoch noch nicht zu einer Soforthilfe für die Dürre-Opfer entschließen. Nur Verteidigungsminister Georg Leber erklärte sich bereit, seine Bundeswehr-Lkw umsonst rollen zu lassen. Kanzler Helmut Schmidt, der fürchtet, Landwirtschaftsminister Josef Ertl könne im Alleingang großzügige Zusagen an seine Klienten machen, mahnte vor versammelter Mannschaft: „Über Einkommenshilfen für die Bauern wird nur und ausschließlich im Kabinett geredet.“

Dem Kanzler schwant, daß die schlagkräftige Bauernlobby den Regemangel flugs in fette Staats-Zulagen ummünzen will: Während sich die Be-



**Bauernminister Ertl: „Für Panik besteht kein Grund“**

die Schlachthäuser; sie fürchten, daß die Tiere bei anhaltender Trockenheit vom Fleisch fallen. In München und Stuttgart war das Angebot an Rindern so groß, daß rund 500 Tiere mangels Nachfrage von den Schlachthöfen nicht angenommen wurden. Die (un)glücklichen Kühe mußten zurück auf die ausgepowerten Weiden gebracht werden.

Szenen aus deutschen Landen im Dürre-Rekordjahr 1976.

Nach einer Trockenperiode, die in manchen Regionen nun schon Monate anhält, schlagen die Landwirte allenthalben Alarm. In der Eifel und im Hunsrück, wo sonst um diese Jahreszeit die Wiesen in sattem Grün stehen, haben sich die sonnenverbrannten Weiden hellbraun verfärbt. In Unterfran-

ken des Ertl-Ministeriums noch nicht in der Lage sehen, die Schäden der Trockenheit in Zahlen zu fassen, streuen regionale Bauernverbände und Landwirtschaftskammern schon Ausfallziffern von 50 bis 90 Prozent.

Selbst dem Bauernpatron Ertl, ansonsten allzeit bereit, den Seinen etwas Gutes zu tun, dünkt solches Lamento zu voreilig: „Für Panik und Katastrophen“, so der Minister zum SPIEGEL, „besteht kein Grund.“ Und „Bruder Josef“ (Schmidt) bemüht eine alte Bauernregel: „Über die Ernte kann man erst reden, wenn sie in der Scheuer ist.“

Anlaß zur Eile besteht wahrhaftig nicht. Denn 1975 konnte der Nährstand einige Reserven bilden: Die landwirtschaftlichen Erlöse stiegen nach Schätzungen des Ertl-Ministeriums um

stattliche 19 Prozent. Nothilfen wären, sofern die Trockenheit nicht noch einige Wochen anhält, ohnedies nur für einige Regionen und Branchen der Landwirtschaft angebracht.

Ausgetrocknet ist vor allem die Mitte der Republik — von der Eifel im Westen bis nach Franken im Osten. In Schleswig-Holstein hingegen finden dank eines hohen Grundwasserspiegels die Kühe auf den Weiden noch Futter, und das Getreide steht hier noch ordentlich auf dem Halm. Bei einer Fahrt durch seine oberbayrische Heimat konnte sich Josef Ertl vorletzte Woche davon überzeugen, daß etwa auch im Erdinger Moos „Kartoffeln und Weizen hervorragend wachsen“.

Das diffuse Schadensbild veranlaßt sogar die Bonner Bauernverbands-Zentrale, ihre Untergliederungen zu verbaler Mäßigung aufzufordern. Die Spitzenmanager der Agronomen mögen am Ende nicht als Panikmacher dastehen. Ein Verbandssprecher: „Wir wollen nicht, daß man von Katastrophe redet.“

Das hinderte die Vertreter der grünen Front freilich nicht, am vergangenen Donnerstag an Ertl einen Brief zu schicken, in dem sie einen Katalog von Forderungen auflisten — von „Prämien für Schlachtrinder“ bis zu „Beihilfen zum Ankauf von Futtermitteln“.

Doch die Bonner lassen vorerst nur Brüssel zahlen. Um vorzubeugen, daß der Rinderpreis infolge des hohen Angebots allzu tief absackt, werden aus der EG-Kasse zusätzlich Rinderhälften aufgekauft und eingefroren. Das verhindert zwar im Augenblick Sommer-schlußverkaufspreise für Steaks und Koteletts, kann aber gewährleisten, daß im Winter, wenn infolge des Massenab-

stichs im Sommer weniger Vieh in die Schlachthöfe getrieben wird, die Fleischpreise nicht in inflatorische Höhen klettern.

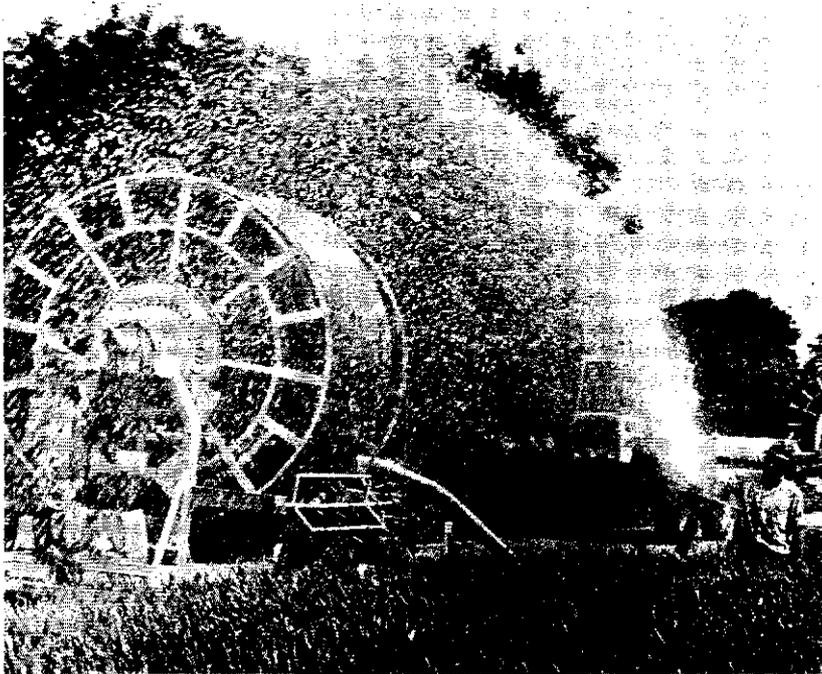
Zahlreiche Lebensmittel sind von der Dürre ohnehin kaum betroffen — etwa Schweinefleisch, Geflügel und Eier, die einen beachtlichen Teil der westdeutschen Agrarproduktion ausmachen. Weizen lagert ebenso wie Zucker noch genug in den EG-Silos. Der Brotpreis wird überdies nur zu rund zehn Prozent durch die Kosten für Korn bestimmt.

Und auch die Milch floß im trockenen Jahr überreichlich: Aus den Eutern der deutschen Kühe holten die Bauern im Juni noch rund vier Prozent mehr als im Vorjahr.

Weniger wäre sogar erwünscht: Weil Brüssel den Milchpreis garantiert, ist der Milchpulverberg in den Depots der Gemeinschaft kaum noch unterzubringen. In diesem Jahr kalkulieren die Eurokraten für ihren subventionierten Milchmarkt rund sieben Milliarden Mark ein. Ein Prozent Produktionsrückgang würde nach Bonner Schätzungen schon eine halbe Milliarde Mark an Zuschüssen einsparen helfen.

Teurer könnte allenfalls manches Gemüse und Frischobst werden, vor allem Äpfel. Und kaum eine Chance besteht mehr, daß der Kartoffelpreis endlich wieder sinkt.

Gerade dies aber ist den Regierenden in Bonn besonders unangenehm. Sie hatten gehofft, daß des Deutschen liebste Knolle, die in diesem Frühjahr um 160 Prozent teurer war als vor einem Jahr, endlich wieder billiger würde. Eine drastische Senkung des populären Kartoffelpreises wäre den Regierenden im Vorwahlmonat September gerade recht gekommen.



„Regenmaschine“ in Niedersachsen: Beihilfen für Dürre-Opfer?

Na, da hat das ja doch mal geklappt“, sagte er zur Begrüßung. trocken und ein bißchen barsch wie sonst, aber so leise, daß ich näherhürken mußte, ihn zu verstehen.

Ich war darauf gefaßt, ihn verändert zu finden, vom Tod gezeichnet. Das war er nicht. Sondern dies war unverkennbar Gustav Heinemann, nur reduziert auf höchstens halbe Kraft, plötzlich im Stich gelassen von seiner Physis, die er immer als Instrument begriffen und auch so behandelt hat: pfleglich, mehr nicht.

Der Besuch bei ihm war lang geplant und immer wieder verschoben worden. teils seiner, teils meiner Abhaltungen wegen. Dann kam, im März, die Nachricht von seiner Krankheit: Kreislaufschwäche, Nierenversagen.

Als die akute Gefahr vorüber war, ließ er mir über sein Essener Büro (wo ich nach seinem Befinden gefragt hatte) sagen, er könne durchaus besucht werden, wolle es auch. Er war inzwischen in Berlin, im Dahlemer Haus seines alten Freundes Helmut Gollwitzer, wo er eine Zweitwohnung hatte. Dort traf ich ihn Mitte Mai.

Es ist so gekommen, daß dies das letzte Gespräch war, das er mit einem Journalisten geführt hat; zwei Stunden, ohne Zeugen.

Beklagt hat er seinen Zustand nicht, auch nicht beschönigt. Er hat schlicht festgestellt, daß es nun eben so sei: Gustav Heinemann, ein Pflegefall; nicht gut, aber nicht zu ändern und, was ihn selber anging, auch nicht gänzlich unverhofft: „Ich habe schon gewußt, daß so was jederzeit passieren könnte — natürlich nicht, wann. Da sehen Sie mal, wie schnell das geht.“

Wichtig war ihm, denn das sagte er ungefragt und sozusagen vorneweg, daß er nun mehr denn je im Frieden sei mit seinem Entschluß, die Kandidatur für eine zweite Amtsperiode als Bundespräsident nicht angenommen zu haben. „Stellen Sie sich vor, ich wäre jetzt noch im Amt! Da darf man doch gar nicht richtig drüber nachdenken!“

Natürlich war ihm bewußt, daß er mit diesem Entschluß die Regierung des (weiland von ihm selber symbolisierten) „Machtwechsels“ in Schwierigkeiten gebracht und viele Freunde verprellt hatte, besonders Wehner. In einem seiner letzten Aufsätze, für ein Buch zu Herbert Wehners 70. Geburtstag, hat er denn auch ausdrücklich erwähnt, die „unvermeidliche Entscheidung“, nicht mehr zu kandidieren, habe „auf meine Beziehungen zu Weh-